

Hausfrau und Hohepriesterin

Man mag sie auch nach Oliver Hilmes neuer Biographie nicht recht. Wohl versteht man sie etwas besser. „Das zweite Leben“ nannte 1980 Dietrich Mack die Sammlung von Cosima-Briefen und Schriften nach Wagners Tod. Hilmes erinnert daran, dass Cosima Liszt ja doch mindestens drei Leben hatte, dass sie nicht nur ein Wagner- und ein Nachwagnerisches Leben gelebt hat, sondern eben auch eines vor der Begegnung mit dem „Meister“. Eine triste Kindheit unter der Fuchtel einer stocksteifen Gouvernante, Mutter und Vater fern, man schnippelt Zeitungsberichte über den weltberühmten Papa. Briefe werden zensiert, Gefühle sowieso. Traurig auch die Ehe mit Hans von Bülow, dem Liszt-Lieblingsschüler; das Ganze „ein großes Missverständnis“, so Cosima später.

Was Hilmes über die zwanzig sozusagen amtlichen Jahre mit Wagner zu berichten hat, die Gründerjahre von Bayreuth, erweist sich als der am wenigsten interessante Teil seines dicken Cosima-Buchs. Das liegt auch daran, dass Cosima selbst hier ganz im Dienst am Genie zu verschwinden wünschte. Sie drängte geradezu auf Vernichtung ihrer Lebensspuren, um bloß noch Sprachrohr zu sein. „So“, sagt R., schreibt Cosima einmal: „ich habe dich also ganz zertrümmert, ganz umgекnetet?“ Ich; ich hoffe es.“ Andererseits

erscheint ihre grenzenlose Hingabe für den Einen als Teil einer hocheffektiven Macht-Technik. Als „Äbtissin“, Hohepriesterin errichtet sie die neue Bayreuther Wagner-Kirche. Cosimas selbstbeherrschtes Opfertum deutet Hilmes als „Bewältigungsstrategie“ mit masochistischen Zügen.

Zum Ende ihres Lebens (das schließlich, bei der 90-Jährigen, in eine halluzinierte Traumzeit übergeht) häufen sich alpträumerische Szenen. So versteht man diese Cosima am ehesten als Kind, und hier hat Hilmes, der seine erstmals ausgewerteten Quellen gelegentlich etwas hochtönend anpreist, viel zu bieten. Denn viel versteht man, wenn man weiß, dass Thomas von Kempens „Imitatio Christi“ das Leib- und Magenbuch der jungen Frau war, und sie empfiehlt später ihrer Tochter Daniela, „jeden Tag ein Kapitel in der Früh“ zu lesen; Liebblingssatz: „Überdies besteht unser ganzer Frieden in diesem elenden Leben mehr in demütigem Leiden als in der Befreiung vom Leiden.“

Von ganz anderer Art sind die Leidensgeschichten, von denen Eva Rieger in der aktualisierten Neuausgabe ihrer ebenfalls umfangreichen, quellengesättigten Lebensbeschreibung der notorisch unterschätzten ersten Ehefrau des Meisters erzählt. Richtig



ist zweifellos, dass es einen Zusammenhang zwischen der Heiligung der Wagnermystikerin Cosima und der Missachtung der viel schlichteren Lebensabschnittsgefährtin Minna gibt, die tendenziös zum Hausdrachen („Fricka“) oder zur Kokotte verzeichnet wird.

Erklärbar, aber nicht unproblematisch die Neigung, das Objekt des Interesses demgegenüber aufzuwerten. War ihre Stirn nun „niedrig“ oder „edel“? Da gerät die Darstellung der „Stationen einer Liebe“ gelegentlich zur Verteidigungsschrift: Hier schreibt die Anwältin Minnas, der pragmatischen Managerin von Wagners Alltag. Eine hübsche und begabte Schauspieler, die ihre Karriere der eines Genies opferte, das sie nur in Umrissen erahnte. Den „Tristan“, so Rieger, habe Minna dann nicht mehr verstanden. Kein Wunder: Diese Musik projizierte Wagner auf die Geliebte Mathilde Wesendonck. Aber das wäre ein nächstes dickes Buch.

Holger Noltze

Oliver Hilmes: Herrin des Hügels. Das Leben der Cosima Wagner. Siedler, München 2007, 494 S., 24,95 Euro

Eva Rieger: Minna und Richard Wagner. Stationen einer Liebe. Patmos, Düsseldorf 2007, 444 S., 14,95 Euro

Ein Pianisten-Leben

Ein Pianist mit Leidenschaft“ nennt Hans-Dieter Bauer seine Biographie, die unlängst zum 70. Geburtstag des Pianisten veröffentlicht worden ist. Er erzählt darin von seinem Leben und seiner Karriere. Der in Berlin geborene und unter anderen von Branca Musulin und Geza Anda ausgebildete Künstler lehrte am Meistersinger-Konservatorium und an der Hochschule für Musik in Nürnberg und lebt heute in Coburg. Als Pianist, der mit geradezu rücksichtsloser Leidenschaft musiziert und immer wieder auch für Repertoire-Entdeckungen gut ist, hat er sich über viele Jahre einen Namen gemacht.

Gegliedert ist das Buch in 34 Kapitel, wobei Bauers Themenpalette von „Eine abenteuerliche Konzertreise“ bis hin zum „Tierfreund Hans-Dieter Bauer“ reicht. So zeichnet er ganz nebenbei auch ein sehr persönliches Bild des deutschen Musiklebens nach dem Zweiten Weltkrieg. Besonderes Interesse verdient übrigens die ausführliche Würdigung des früheren FONO-FORUM-Rezensenten Knut Franke, den Bauer in den höchsten Tönen lobt: „Knut Franke war vielleicht der bedeutendste Musikkritiker deutscher Nation mit phänomenaler, ja geradezu genialer Urteilsfähigkeit, was schlechterdings im Besonderen das professionelle Klavierspiel betrifft.“

Die 149 Seiten starke Lektüre wird aufgelockert durch zahlreiche Rezensionen und Fotos. Sie ist erschienen in der Edition Fischer und kostet 16,80 Euro.



Werkeinführung im Doppelpack

Kaum ein Werk ist Organisten so vertraut wie Bachs „Orgelbüchlein“. Ursprünglich für die Gottesdienste der Weimarer Hofkirche gedacht, gelten die Choralvorspiele seit Generationen als Musterbeispiele für die verschiedenen Techniken der Choralbearbeitung. Ganz anders hingegen verhält es sich mit Beethovens Streichquartetten. Mit ihrer ausgeweiteten Formensprache sowie dem freien Umgang mit den Normen der Gattung wirkten sie auf die Zeitgenossen des Komponisten nicht wenig verstörend. Wem es ähnlich geht, der kann nun sein Verständnis für diese Werke vertiefen. Denn fast zeitgleich sind im Bärenreiter-Verlag Einführungen zu beiden Werkgruppen erschienen. Für 19,95 Euro gibt Sven Hiemke einen Einblick in Bachs Orgelkosmos, den geführten Rundgang durch Beethovens Quartette gibt Herausgeber Matthias Moosdorf für 16,96 Euro mit Unterstützung verschiedener Autoren von Peter Gülke bis Peter Korfmacher.



Lange überfällig

Sie suchen einen Opernführer? Welcher darf's denn sein? Von Loriots humoristischen Werkeinführungen über Ulrich Schreibers kultursoziologische Essaysammlung bis zur gewichtigen Piper-Enzyklopädie, die Fülle der Werke ist unüberschaubar und hält für jeden Gusto etwas bereit: egal ob für den kurzen Blick vor dem Theaterbesuch oder die tiefgehende Auseinandersetzung mit den Werken. Da scheint es fast paradox, dass eine andere, in Deutschland nicht minder beliebte Vokal-Gattung auf dem Buchmarkt bisher ein sträflich vernachlässigtes Stiefmütterchendasein führen musste: das Kunstlied.

Elisabeth Schmierer schickt sich nun an, das zu ändern. „Geschichte des Liedes“ heißt ihr gerade im Laaber-Verlag erschie- nener Band. Und der Titel gibt dann auch die Marschrichtung vor: Wer detaillierte Analysen einzelner Lieder oder Zyklen bestimmter Komponisten sucht, wird den 400-Seiten-Wälzer wohl enttäuscht aus der Hand legen. Vielmehr versucht sich die Autorin an ebendem, was der Titel schon suggeriert: einer historischen Aufarbeitung



der Gattung. Chronologisch arbeitet sie sich vom einstimmigen Lied im Mittelalter bis zum letzten Viertel des 20. Jahrhunderts vor, streift neben dem Mutterland Deutschland auch die Entwicklung in anderen Ländern – Frankreich, Osteuropa, Skandinavien, England, Italien, Spanien, USA – und schafft so ein Lesebuch, aus dem man sich getrost auch einzelne Kapitel herausgreifen kann. Dabei sind diese für den interessierten Laien durchaus zu bewältigen, obwohl Schmierer sich an die Anforderungen der wissenschaftlichen Arbeitsweise hält.

Dass zentrale Werke – Mahlers „Lied von der Erde“ ist gerade einmal ein winziger Absatz gewidmet – bei dieser Zielsetzung etwas zu kurz kommen, ist ein kleiner Wermutstropfen. Dennoch ist mit der „Geschichte des Liedes“ eine solide Basis geschaffen, der hoffentlich bald weitere Bücher zum Thema folgen.

Björn Woll

Elisabeth Schmierer: Geschichte des Liedes. Laaber, Laaber 2007, 400 Seiten, 42,- Euro

Song-Schreiber wird zum Sinfoniker

Kinder lieben die „Ritter Rost“-Geschichten von Jörg Hilbert. Und sie lieben vor allem die zugehörigen Songs von Felix Janosa. Nun hat der 1963 geborene studierte Musiklehrer, der jahrelang als Kabarettist tätig war, sich mit der Vertonung von „Wer hat Angst vor Mister Werwolf?“ an eine größere Komposition gewagt, die im weiteren Sinne der Klassik zuzuordnen ist. Herausgekommen ist eine handwerklich äußerst geschickt gemachte und zum Teil ganz schön schräge Musik, die oft an diejenige zu Stumm- oder Zeichentrickfilmen erinnert, die Einflüsse des Jazz und anderer Unterhaltungsmusik begeistert aufnimmt und manchmal, wenn sie die Erzählung etwas länger unterbricht, auch einen Eigenwert gewinnt, meist aber illustrativ bleibt und nur selten wirklich Spannung erzeugt. Orchestrieren mochte Janosa seine Musik allerdings nicht selbst, das hat der Komponist Tobias PM Schneid ihm abgenommen. Er ist mit allen Wassern der modernen Instrumentationskunst gewaschen, und das Rundfunk-Sinfonieorchester Saarbrücken



folgt ihm in seiner von Christoph Poppen dirigierten Aufnahme mit hörbarer Lust.

Die von Jörg Hilbert erzählte und illustrierte und von Martin Baltscheit mit vielfach verstellter Stimme vorgetragene Geschichte ist eine Variante des Märchens vom Wolf und den sieben Geiseln und soll laut Verlagsangaben für Kinder ab fünf Jahren geeignet sein. Das muss bezweifelt werden, denn sie setzt eine gewisse Kenntnis des Genres voraus, das sie persifliert, der Detektivgeschichte nämlich. Auch Pointen betreffs Käfighaltung von Hühnern oder Vergnügungssteuer waren für die fünfjährige Korezensentin noch zu hoch. Und ihrer dreijährigen Schwester machte der Werwolf, übrigens einer Figur aus „Ritter Rost“ nachempfunden, sogar regelrecht Angst.

Jörg Hillebrand

Jörg Hilbert/Felix Janosa: Wer hat Angst vor Mister Werwolf? Eine musikalische Detektivgeschichte. Terzio, München 2007, 32 S. mit CD, 19,95 Euro

Klassiker allein zu Haus

Beim Schulaufsatz lautet das schlimmste Urteil: Am Thema vorbei- geschrieben. Peter Braun ist das in seinem neuen Buch „Komponisten und ihre Häuser“ trefflich gelungen. Die hohen Erwartungen, mehr über die vier Wände großer Komponisten und das von ihnen bevorzugte Interieur zu erfahren, erfüllt der Autor nicht. In flapsig-unterhaltender Form erzählt er Lebensgeschichten nach, über die einst bewohnten und zum Teil noch erhaltenen Häuser großer Tonsetzer erfahren wir so gut wie nichts. Was Braun an Abbildungen greifen konnte, hat er in überwiegend unbefriedigenden Schwarz-Weiß-Bildern zur Unterbrechung seines mäßig inhaltsstarken Textes verwendet. Das literarische Niveau eines Chris Stadtländer von Heimeran, der 1962 einmal die wunderbare Episodensammlung „Beethoven zieht um“ herausgegeben hat, erreicht Braun nicht annähernd. Oft begnügt sich der Journalist mit nüchternen Aufzählungen abgelesener Sachdetails, deren Hang zur Verknappung kaum mehr zu überbieten ist. Von Handels Londoner Bürger-Schloss wissen wir, dass im Parterre Noten verkauft wurden und die Kopisten saßen, während in der ersten Etage der Meister im Kaminzimmer thronte, um Operndiven aus aller Welt zu empfangen. Kein Wort darüber bei Braun. Stattdessen eine Vielzahl von Abbildungen des Hallenser Händelhauses, dessen genaue Bezeichnung in den Bildunterschriften dann gleich noch ausgespart wird. Stigmatisierungen wie „Das schädelspaltende Pumpgenie“ für Wagner oder „Der Teufel in der Soutane“ für Liszt überraschen dabei kaum mehr als Sentenzen im Boulevardpresse-Stil wie „schmiss ihn mit einem Tritt in den Hintern raus“ oder „Den Musikthron bestieg der unfreundliche Jüngling Beethoven in Wien“. All das ist wenig erhellend und noch weniger unterhaltend.

Helmut Peters



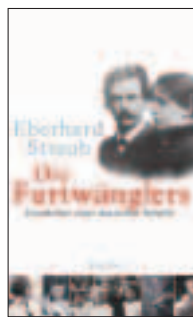
Peter Braun: Komponisten und ihre Häuser. dtv, München 2007, 208 Seiten, 15,- Euro

Fus Familie

Dass sich diese „Geschichte einer deutschen Familie“ über weite Strecken wie eine Biographie des Dirigenten Wilhelm Furtwängler liest, ist kein Wunder. Aber die souveräne Darstellung seiner Wurzeln bereichert die zentrale Auseinandersetzung um den „Fall Furtwängler“, seine Verstrickung in die Kulturpolitik des Dritten Reichs. Im Zusammenklang der Analyse von Familien- und Zeitgeschichte wird deutlich, wie hier kein nur an seinen Idealen Scheiternder, ein Unpolitischer das Opfer von Politik wurde – Furtwängler, der Repräsentant der heiligen deutschen Musik, wurde korrumpierbar, weil Eitelkeit und Machtwillen ihn für die Musikpolitik eines Hitler, Goebbels, Göring erreichbar gemacht hatten. Er war kein Nazi, er half jüdischen Kollegen. Aber, so der Historiker

Straub: „Alle anderen Mitläufer wollten nur mitlaufen mit den übrigen Volksgenossen und ungestört musizieren. Allein Wilhelm Furtwängler strebte als Mitläufer danach, im Nationalsozialismus mit Beethoven, Wagner und Brahms die innere Führung zu übernehmen.“

Man liest nicht viel über Musik. Aber man erfährt etwas darüber, wie verdreht es im Kopf dieses genialen Intuitions-Musikers ausgesehen haben muss. Wie er beständig als Vertreter höherer Geistigkeit und „Innerlichkeit“ agierte und sich zugleich in „Ruhmgeschäftigkeit“ aufrieb und vor lauter Beethoven- und Ichbezogenheit jeden Sinn für das moralisch und politisch Gebotene verlor: Auch im Kontext von



Straubs Familiengeschichte wird man es nicht recht begreifen können. Die Einbettung dieser „Furtwänglers“ in die Untergangsgeschichte des Bildungsbürgertums verhindert moralisierende Überheblichkeit aus dem Gratismut von Spätgeborenen. Gerade in der historischen

Herleitung zeigt sich aber auch, dass Furtwänglers Scheitern selbst innerhalb der bürgerlichen „Weltanschauungen“ nicht die einzig mögliche Haltung war.

Holger Noltze

Eberhard Straub: Die Furtwänglers. Geschichte einer deutschen Familie. Siedler, München 2007 352 S., 24,95 Euro

Für Enthusiasten

Das ist ein Buch eines Rachmaninow-Enthusiasten für eine offenbar wachsende Schar von Rachmaninow-Enthusiasten in Deutschland, aber keine kritische Komponisten-Biographie. Ewald Reder, Pädagoge, Pianist und Chorleiter, gesteht: „Ich erzähle vielfach Belegtes in einem Zusammenhang, den ich selbst schaffe.“ Und diesen Zusammenhang stellt er mit einer etwas wahllosen Mitteilungslust her, die im Schwall der Sätze den Leser ermüdet und auch entmutigt, der sich über Leben und Werk des gerade in Deutschland allzu sehr unterschätzten Komponisten, der zugleich ein fabelhafter Pianist war, sachlich zu informieren wünscht. Reder schreibt durchaus plastisch und lebendig, doch wie-

derholen sich seine stilistischen Mittel allzu rasch, so dass diese Lebendigkeit auf die Dauer reichlich fad wirkt. Gewiss spürt man, dass Reder im Überschwang seiner Begeisterung seine Leser nicht bloß informieren und belehren, sondern auch unterhalten möchte, indem er Geschichten erzählt, Anekdoten ausbreitet, in die Sozial- und Politikgeschichte abschweift – und darüber kann schon mal aus Aaron Copland ein Alan Copland werden. Doch wirkt sein rhetorischer Aufwand seltsam unproportioniert und auch etwas verkrampft.

Das heißt nun nicht, dass Reders hier in dritter ergänzter Auflage vorliegendes Buch



misslungen oder überflüssig wäre. Er wartet vielmehr auch mit einer Vielzahl an wertvollen Zitaten auf, die nur schwer erreichbar sind, publiziert unter anderem ein vollständiges Werkverzeichnis, ein aufschlussreiches Repertoireverzeichnis des Dirigenten und Pianisten Rachmaninow sowie alle seine Einspielungen auf Tonträgern. Und Reders analytische Bemerkungen zu den Werken weisen ihn als einen sehr kompetenten Kenner der Musik aus.

Giselher Schubert

Ewald Reder: Sergej Rachmaninow. Leben und Werk. Triga, Gelnhausen 2007, 592 S., 26,- Euro

Hauer – komplett

Er ist zwar nicht mehr ganz der große Unbekannte – und doch wird dem Werk von Josef Matthias Hauer (1883-1959) auch weiterhin ein beschwerlicher Weg bevorstehen. Für Aufmerksamkeit sorgt wohl noch immer die von ihm selbst forcierte Diskussion um die „Prioritätsrechte“ bei der „Entdeckung der Zwölftönigkeit“ – dabei verfolgten Hauer und Schönberg zwei sich grundsätzlich unterscheidende Konzepte: Ging es Schönberg um eine historische Kontinuität in der Musik, verfolgte Hauer eine mehr ganzheitliche Methode, in der nicht nur Tonvorrat, Melos und Rhythmus eine Rolle spielen, sondern auch Goethes und Ittens Farbenlehre sowie chinesische und antike Vorstellungen. So schuf Hauer ein klingendes Œuvre ganz eigener Qualität.

Die nun auf DVD vorgelegte, knapp 1.200 Seiten zählende Ausgabe seiner Schriften macht zum einen Hauers eigenen Kosmos verständlich, zeigt aber auch, wie sehr sich in ihnen die Offenheit der österreichischen „Moderne“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts widerspiegelt. Mit den übersichtlich angeordneten Querverweisen, Abbildungen und Klangbeispielen erweist sich dabei die DVD als ideales Medium für ein derartig umfassendes Kompendium – auch wenn hier und da die erläuternden Hinweise der Herausgeber den Wunsch nach Information nicht befriedigen (es fehlen etwa auf S. 280 wenigstens Zitate aus einem Text von Herbert Eimert, auf den Hauer mit einem offenen



Brief reagierte). Zudem werden die Schriften vereinheitlicht in neuer Rechtschreibung wiedergegeben und sprachliche Eigenwilligkeiten geglättet.

Davon abgesehen wird die Benutzung der Ausgabe vereinfacht durch ihre Präsentation in Form eines virtuellen Buches – mit der Möglichkeit einer Volltextrecherche; auch kann man sich den Text ausdrucken. So machen neue Medien wirklich Sinn – vorbildlich!

Michael Kube

Joachim Diederichs, Nikolaus Fheodoroff und Johannes Schwieger (Hg.): Josef Matthias Hauer. Schriften, Manifeste, Dokumente. Lafite, Wien 2007, 64,- Euro



Auf solider Grundlage

Die zuverlässigsten Editionen findet man meist in den Gesamtausgaben. Doch auch Gesamtausgaben-Bände verlieren ihre Aktualität, sobald wichtige Quellen auftauchen, die der Herausgeber noch nicht kannte. So geschehen bei dem Band mit Beethovens sechs zwischen 1798 und 1800 entstandenen Streichquartetten op. 18, der 1962 in der Beethoven-Gesamtausgabe veröffentlicht wurde.

Für mehrere Jahrzehnte war das die Standardausgabe der Quartette. Nur basierte sie auf einer fehlerbehafteten Quelle: dem Originaldruck von 1801 (Beethovens Autograph ist verschollen). Erst Ende der 1980er Jahre wurde eine davon unabhängige Stimmenabschrift entdeckt, mit deren Hilfe sich die vielen Probleme, die der Druck von 1801 aufwirft, lösen lassen.

Für seine kritische Ausgabe des op. 18 greift Jonathan Del Mar nun auf diese wichtige Abschrift zurück, wodurch seine Edition automatisch auf einem solideren Fundament ruht als die der Gesamtausgabe. Freilich ist Del Mar nicht der Erste, der diese Quelle nutzt: Bereits in die 1996 besorgte Überarbeitung der alten Ausgabe sind Erkenntnisse daraus eingeflossen. Aber er ist der Erste, der eine neu erstellte Edition auf dieser Grundlage vorlegt.

Wie schon in seinen älteren Beethoven-Ausgaben gibt Del Mar dem Benutzer eine ausführliche Beschreibung und Bewertung sämtlicher Quellen (auch der unwichtigen) und ein bis zur Penibilität detailliertes Lesartenverzeichnis an die Hand – alles in einem separaten Heft und leider nur in englischer Sprache. Er legt auf diese Weise gewissenhaft dar, wie er zu seinen editorischen Entscheidungen gekommen ist, und stellt sogar alternative Deutungsmöglichkeiten zur Diskussion. Das gibt einem das gute Gefühl, eine wirklich sorgfältig erarbeitete Ausgabe vor sich zu haben. Sie wird der älteren vermutlich schnell den Rang ablaufen.

Andreas Friesenhagen

Beethoven, Streichquartette op. 18, hrsg. von Jonathan Del Mar, Bärenreiter TP 916, 24,95 Euro



Endlich gut

Dass Komponisten zuweilen lange an ihren Werken feilen, ganze Passagen verwerfen oder grundlegend überarbeiten, ist wohl ein natürlicher Vorgang im kreativen Prozess. Sicher nicht im Sinne des Schaffenden ist es, wenn sich letzte Ideen und Eingebungen dann nicht mehr vollständig umsetzen lassen, wenn der technische Vorgang der Reproduktion, des Notendruckes und der Vermarktung bereits in Gang gekommen ist. Hier gilt auch für Komponisten: Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Ähnlich erging es Edouard Lalo und seiner „Symphonie espagnole“, einem der inspiriertesten romantischen Violinkonzerte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Lalo widmete das Werk Pablo de Sarasate, der es im Februar 1875 mit großem Erfolg zur Uraufführung brachte. Was genau Sarasate damals spielte, ist nicht klar, denn die Uraufführungsstimmen sind verschollen. Sicher ist, dass Lalo noch an der Endfassung des Werkes arbeitete, als der Klavierauszug bereits in Druck war. Geänderte Metronomangaben und die erweiterte Einleitung des letzten Satzes etwa blieben unberücksichtigt. Nur die umfangreich revidierte Solostimme wurde neu gestochen, ein Abgleich mit der Erstausgabe der Partitur (Mai 1875) fand jedoch nicht statt.

Die von Christian Rudolf Riedel, der sich in violinspezifischen Fragen von Antje Weithaas beraten ließ, bei Bärenreiter herausgegebene Partitur führt die diversen Quellen jetzt zusammen, wobei Fehler und Unstimmigkeiten der Erstausgaben korrigiert wurden. Der Kritische Bericht klärt detailliert über die Differenzen zwischen den Quellen auf. Diese Partitur-Neuausgabe gibt nun zuverlässig Auskunft über Lalos „letzten Willen“. Wer sich künftig mit der „Symphonie espagnole“ beschäftigt, wird auf diesen akribisch rekonstruierten „Urtext“ zurückgreifen müssen.

Norbert Hornig

Lalo: Symphonie espagnole, hrsg. von Christian Rudolf Riedel, Breitkopf Nr. 5520, 42,- Euro



Mozartverehrung

In der kleinen, aber feinen Nische der geistlichen Chormusik ist der Stuttgarter Carus-Verlag weltweit die Nummer eins. Weil Firmengründer Günter Graulich und sein Sohn und Geschäftsführer Johannes immer wieder ein feines Händchen für die richtige Mischung aus Bestsellern und Raritäten unter Beweis stellen. Das Requiem op. 146 in f-Moll von Franz Lachner gehört eindeutig in die letztere Kategorie.

1856 entstanden und uraufgeführt, spiegelt das Werk einerseits die große Mozart-Verehrung des zeitlichen sehr angesehenen Komponisten, weist jedoch andererseits in Harmonik und Orchestrierung wie auch mitunter in der Stimmführung deutlich romantische Züge auf und kombiniert diese Elemente wiederum mit einer kunstvollen kontrapunktischen Durchdringung zu einer eigenständigen Klangsprache: ein fraglos klassizistisch getönter (und deshalb häufig als konservativ wahrgenommener), aber keinesfalls rückschrittiger Standpunkt im vielfältigen Panorama des 19. Jahrhunderts, abseits der Fortschrittsästhetik der „Neudeutschen“.

Der Carus-Verlag setzt – wie bei vielen seiner Ausgrabungen von Homilius über Zelenka und Pisendel bis Buchenberg – auch beim Münchner Hofkapellmeister Franz Lachner auf die bewährte Doppelstrategie und hat sowohl eine Einspielung (mit den Kammersolisten Augsburg unter Leitung von Hermann Meyer, Carus 83.178) als auch das Notenmaterial des Werks veröffentlicht. Die von Gerhard Urban sorgfältig edierte Partitur des rund einstündigen Requiems für sechs Soli, vierstimmigen Chor und Orchester bewegt sich dabei auf dem gewohnt hohen Carus-Standard: Alle Stimmen sind übersichtlich und gut lesbar auf einem stabilen, nicht zu hellen Papier gesetzt; der Kritische Bericht legt über jeden fehlenden Staccato-Punkt einzelner Quellen Rechenschaft ab – und zeugt vom hohen wissenschaftlichen Anspruch, wie ihn eine Nummer eins eben auszeichnet.

Marcus Stäbler

Lachner: Requiem, hrsg. von Gerhard Urban, Carus 27.301, 58,50 Euro

Editorischer Glücksfall

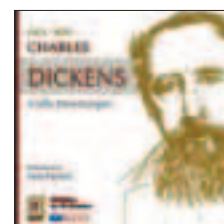
Eine neue „Höredition der Weltliteratur“ macht Rundfunkaufnahmen aus mehreren Jahrzehnten der Öffentlichkeit zugänglich. Die 50 Titel umfassende Reihe, die von Hanjo Kesting herausgegeben wird, ist ein Segen für alle Hörbuchfreunde.

Es ist eine Kiste aus lauter Kostbarkeiten. Wer sie öffnet, findet nicht Smaragde und Rubine, sondern Pausen, Dialoge, Lacher. Findet tausenderlei Sätze, Konstruktionen wie Girlanden oder Fetzen aus einzelnen Wörtern, allesamt meisterhaft gesprochen.

Es ist eine verbale Schatztruhe, die Herausgeber Hanjo Kesting nun einem großen Publikum geöffnet hat, bestehend aus 50 einzeln erhältlichen Boxen mit insgesamt mehr als 240 CDs, bei den umfangreicheren Lesungen zusätzlich mit der jeweiligen MP3-Fassung. Es handelt sich um Aufnahmen, die ehemals – unter Kestings redaktioneller Verantwortung – beim NDR gesendet wurden. Das Repertoire ist immens breit gefächert. Die Russen sind mit Erzählungen von Tolstoj und Dostojewskij, Pushkin und Tschschow vertreten; zu den deutschsprachigen Autoren zählen Hoffmann und Keller, Meyer und Goethe, Eichendorff und Andersch, Kafka und Hauff, Kleist und Hoffmannsthal; aus dem Englischen stammen Werke von Dickens, Stevenson, James, Poe und Melville; das vielleicht heimliche Herzstück sind die Franzosen. Da gibt es Prévosts „Manon Lescaut“, Zolas „Germinal“, Mérimées Novellen, Rabelais' „Gargantua und Pantagruel“, Flaubert mit „Bouvard und Pécuchet“ und den „Lehrjahren des Gefühls“ sowie Maupassant mit „Pierre und Jean“. Es sind nicht immer die bekanntesten Werke der hier aufgeführten Autoren, sondern

angesichts der Hörfreuden, die einen stets jeweils ab Track zwei erwarten?

Picken wir uns drei kleine Beispiele heraus: Vergleicht man nur den ersten Satz von Costers „Ulenspiegel“ (mit Rolf Boysen), von Prévosts „Manon“ (mit Peter Lieck) und von Dickens' „Große Erwartungen“ (mit Hans Paetsch) miteinander, so hat man drei völlig unterschiedliche, aber jedes Mal äußerst treffende Charakterisierungen der jeweiligen Situation. Da ist Boysen, der die langen Pausen liebt, sie zelebriert, sie auskostet und wahre Löcher entstehen lässt, die geradezu quälend spannungsfördernd sein können. Auf der anderen Seite die Stimme Peter Liecks, der mit ungleich sanfterem Timbre einen leichten melancholischen Schleier über das Gesagte breitet und dabei so ungemein spontan wirkt, als sei diese Ich-Erzählung gerade aus der Erinnerung geboren. Hans Paetsch seinerseits liest mit einer intuitiven Frische und Natürlichkeit, mit einem geselligen Plauderton, der darin mündet, dass er den Namen des Protagonisten Pip mit einem Lachen versieht. Überhaupt: Paetsch. Außer seinen zahlreichen Märchen-Lesungen begegnen wir diesem Ausnahmerezitator in dieser „Höredition“ so häufig wie bis dato nirgends sonst. Mit herrlich zweideutigem Humor liest er Kellers „Fähnlein der sieben Aufrechten“; er vergräbt sich sonor in die Tragik von Tolstojis „Kreutzer-sonate“ und



dessen Stimme über Wärme und Klarheit gleichermaßen verfügt, meidet alles Extrovertierte, konzentriert sich allein auf die Figuren

und das Geschehen und tritt damit ganz hinter die Handlung zurück. Darin seelenverwandt ist ihm Peter Lieck, der neben „Manon Lescaut“ auch Moritz' „Anton Reiser“ mit einer dezenten Herbheit ausstattet und damit dem ständigen inneren Auf und Ab dieser Figur eine adäquate Stimme verleiht. Für Flauberts „Lehrjahre des Gefühls“ verwendet Lieck eine eigene Bearbeitung der Übersetzung Andrew Barbays. Auch hier bekommt jeder seiner Sätze durch die vielen kleinen Nuancen Sinn: Beschleunigungen, Verlangsamungen, Brüche, melodischer Fluss und so weiter.

Leider sind die einzelnen Tracks zu jeder CD nur numerisch, nicht aber inhalts- oder kapitelbezogen im Booklet angegeben. Wer also gezielt auf einzelne Stellen zusteuern möchte, müsste sich ein eigenes Track-Verzeichnis anlegen. Dennoch: Das ganze Unternehmen ist ein Glücksfall. Fast geriete man in Versuchung, das Lesen bleiben zu lassen und nur noch hören zu wollen.

Christoph Vratz

Das vielleicht heimliche Herzstück dieser Edition ist die französische Literatur

mitunter Entlegenes, Entdeckenswertes. Nun braucht jeder große Text auch eine große Stimme. Zu den Rezitatoren gehören unter anderen Peter Lieck und Hans Korte, Peter Gatic und Richard Lauffen, Martin Held, Gert Westphal, Rolf Boysen sowie der unvergessliche Hans Paetsch.

Jeder dieser CD-Boxen ist eine kurze Einleitung des Herausgebers vorangestellt. Diese sind glücklicherweise auch im Booklet abgedruckt; denn die vorgetragenen Versionen von Achim Gertz sind einer der wenigen Schwachpunkte dieser diskographischen Großtat. Gertz liest diese kompakten, mit Zahlen und Zitaten versehenen Texte mit fast monotoner, zu wenig modulationsfreudiger Stimme. Doch was soll's

vermittelt vielsagend das Fantastisch-Groteske von E. T. A. Hoffmanns „Majorat“.

Höhepunkte liefert diese Edition satt. Man muss an dieser Stelle nicht die Verdienste eines Gert Westphal hervorheben, der unter anderem mit Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ sowie mit einigen Erzählungen Tolstois vertreten ist. Stattdessen sei der Fokus auf Namen gelegt, die als Rezitatoren heute wenig in Erinnerung geblieben sind, Richard Lauffen etwa, der mit einem grandiosen Vortrag von Flauberts „Bouvard und Pécuchet“ aufwartet. Er liebt die Zäsuren; er zelebriert sie nicht so sehr wie Boysen und erreicht dadurch einen weniger bühnenhaften, dafür umso natürlicheren Vortrag. Lauffen,

Antoine François Prévost: Manon Lescaut; 6 CD 4011222316219
Charles de Coster: Ulenspiegel; 11 CD 4011222315908
Charles Dickens: Große Erwartungen; 17 CD 4011222315915
Gottfried Keller: Das Fähnlein der sieben Aufrechten; 3 CD 4011222316110
Lew Tolstoj: Die Kreutzer-sonate; 4 CD 4011222316471
E. T. A. Hoffmann: Erzählungen; 2 CD 4011222316059
Gustave Flaubert: Bouvard und Pécuchet; 5 CD 4011222315980
Karl Philipp Moritz: Anton Reiser; 11 CD 4011222316198
Gustave Flaubert: Lehrjahre des Gefühls; 12 CD 4011222315984
Alle bei Membran/H'Art

Klingende Märchen

Märchen erzählen, unterstützt von klassischer Musik, das wollen die hier beschriebenen Produktionen. Die Musikauswahl geschah dabei nach ganz unterschiedlichen Kriterien. Einmal haben Kinder sogar selbst komponiert.

Bei Cybele Records ist Martin Baltscheits liebevolle Geschichte „Vom Mädchen, das nicht schlafen wollte“ als Hörspiel erschienen, und David Graham, der Leiter der Kompositionsklasse für Kinder an der Clara-Schumann-Musikschule Düsseldorf, hat mit seinen Schülern die Musik dazu erarbeitet. Genau wie der schweizerische Kinderliedermacher Linard Bardill in seinem Singspiel „Sterben für Anfänger“ wagt auch Baltscheit die hochsensible Auseinandersetzung mit dem Tod: Weil die Erwachsenen von einem toten Vögelchen zur Beruhigung ihrer Kinder gern behaupten, es schlafe ja nur, hat die kleine Sibyl fortan Furcht, überhaupt noch einzuschlafen. Atmosphärische Klanginseln kreativer Kinderkomponisten untermalen und verbinden die fein mit Geräusch aufgemischten Hörspielszenen, in denen vor allem die Kinder Lorenzo Liebetanz und Lena Marie Anzenhofer brillieren. Es ist eine farbigere, erweitert tonale und geschickt instrumentierte Musik, die eine begleitende, illustrierende Funktion nie überschreitet.

Wie unverzichtbar gute und sorgfältig ausgewählte Musik für die Erzählung ist, hat Ute Kleeberg von der Edition See-Igel

berg sogar eine Sicilienne der Mozart-Zeitgenossin Maria Theresia von Paradis und Edward Elgars „Chanson de matin“ für Violine und Klavier zum Einsatz bringt.

Bedeutend mehr Musiker benötigt das Label Gateway, das auch die DVD-Serie „Little Amadeus“ herausgibt, für Susanne Wolffs Lesung von Andersens „Die kleine Meerjungfrau“. Sie wird von frisch eingespielten Ausschnitten aus im Märchenkontext bewährten Werken des Impressionismus begleitet. Anders als bei See-Igel hat die Musik von Debussy und Ravel aber illustrierende Funktion und baut weder Gegenbewegung noch Kontrast auf. Stefan Malzew leitet hierbei die gut aufgelegten Neubrandenburger Philharmoniker.

Stanley Weiners „Die Arche Noah“ ist ein Kinderkonzertklassiker. Viele Jahre lang war keine brauchbare Aufnahme auf dem CD-Markt verfügbar, so dass die qualitativ exzellente Neueinspielung mit dem Münchner Rundfunkorchester unter Andrei Ezerski hochwillkommen ist. Matthias Friedrich, Sprecher und Arrangeur dieser Produktion, hat Weiners Original, das inklusive Text nur eine knappe halbe Stunde dauert, durch Ausschnitte aus Werken von Haydn, Beet-



Ebenfalls vom Bayerischen Rundfunk produziert, aber weit weniger aufwendig, sind die „Kinder-Welten“ vom Label Hör-Stars. Die Musikbegleitung besteht ausschließlich aus Robert Schumanns „Kinderszenen“ für Klavier, die Silke Avenhaus konturiert und voller Energie interpretiert. Bemerkenswerter aber ist die Textvorlage, sind die 1860 vom Pädagogen Wilhelm Jakob Georg Curtmann unter dem Titel „Kleine Geschichten für kleine Leute“ veröffentlichten Märchen. Gisela May liest sie in gemütlich-entspannter Erzählhaltung ganz ihrem Ursprung und Wesen entsprechend. Curtmanns Tier- und Zwergenmärchen wirken wie ein später Beitrag zu den Kunstmärchenformen des Biedermeier. Seine Sprache aber ist bunt und reich, und die Botschaften seiner liebevollen Geschichten sind von Kindern im Vorschulalter gut zu begreifen, wenn sie auch aus heutiger pädagogischer Sicht zuweilen ein wenig überholt erscheinen.

Helmut Peters

Musikschüler aus Düsseldorf haben eine Geschichte von Martin Baltscheit vertont

schon lange erkannt. Auch sie setzt nicht auf Konserve, sondern stellt die klassischen Musikanteile in eigenen, kostspieligen Studioproduktionen selbst her. Zu dem Märchen „Von dem Fischer und seiner Frau“ erklingt sogar die Ersteinpielung der Romanze op. 48 für Harfe und Streichtrio von Lothar Kempfer, einem bayerischen Komponisten, den selbst eingefleischte Musikologen höchstens dem Namen nach kennen dürften. Zuweilen umfassen die Textpassagen nur wenige Sätze, dann blenden sich wieder romantische Harfenklänge als Spiegel der sanften Fischersee ein. Das Staunen, das Zögern, das Zweifeln, all das drückt sich in der ruhigen Sprechhaltung Walter Sittlers aus, während Kleeberg nicht zögert, mit ihren hervorragenden Kammermusikern plötzlich zu Haydn und gar ins 15. Jahrhundert, zu einem „Vive Carloys“ von Philippe Caaron, hinüberzuwechseln. Noch frappierender als hier ist die Musikauswahl bei Grimms „Hans im Glück“, bei dem Klee-

hoven und Tschaikowsky und eine Rahmenhandlung erweitert. In Melodramform erzählt er nicht nur von der dramatischen Rettung aller Lebewesen durch den tapferen Noah, sondern zuvor auch die Schöpfungsgeschichte. Hiervon sticht die mit Jazzigem munter aufgepeppte Musiksprache des 1991 gestorbenen Amerikaners Weiner natürlich ab, obwohl auch sie historisierende neoklassizistische Anteile hat. Eine besondere Rolle kommt bei diesem 1978 in Lübeck mit nachhaltigem Erfolg uraufgeführten Stück der Celesta zu, einem Instrument, das, wie Weiner schwärmte, die Musik wie ein Märchen klingen lasse. Märchenstimmung verbreitet auch Friedrich, der die Tiere und die vielen Aktionen lebendig vor das geistige Auge seiner Hörer treten lässt. Das Dortmunder Label Igel ist eine fruchtbare Beziehung mit dem Kinderfunk und den Klangkörpern des Bayerischen Rundfunks eingegangen, von der wir wohl noch einiges zu erwarten haben.

Vom Mädchen, das nicht schlafen wollte; Cybele/Codæx 4 CD
0809584011826

Von dem Fischer und seiner Frau; See-Igel/Naxos CD 9783935261159

Hans im Glück; See-Igel/Naxos CD
9783935261142

Die kleine Meerjungfrau;
Gateway/Alive CD 4260022451037

Die Arche Noah; Igel/Naxos CD
4013077991702

Kinder-Welten; Hör Stars CD
9783981031744

Beethoven fürs Handgepäck

Nach Bach und Mozart hat Brilliant Classics nun das Gesamtwerk von Ludwig van Beethoven herausgebracht. Die geschickt aus diversen Archiven zusammengestellte Edition bietet dem Einsteiger viel Musik für wenig Geld und dem erfahrenen Hörer einige diskographische Highlights von Interpreten wie Friedrich Gulda.

Wieder ein komplettes Lebenswerk als praktisches Handköfferchen. Es misst 22 Zentimeter in der Länge und je 13 Zentimeter in Höhe und Breite – passt also ins Handgepäck und jede mittelgroße Aktentasche. Auf 85 CDs kann man so den kompletten Beethoven durch die Welt tragen, darunter Bekanntes wie die Sinfonien und die Klavierkonzerte, die Sonaten und den „Fidelio“ und Entlegenes wie die Sonatinen für Mandoline und Klavier, die Flötenwerke, die Kantate auf den Tod Josephs II. oder die irischen und schottischen Lieder.

Nach der in den 1990er Jahren bei DG erschienenen Beethoven-Edition ist dies nun die zweite Komplettausgabe. In ihrer Ausstattung vergleichbar sind die Versionen nicht. Das Grammophon-Paket war, nach Werkgruppen sortiert, in einzelnen Boxen erhältlich, diese Edition ist nur geschlossen zu beziehen. Gab es in der gelben Reihe entsprechend ausführliche und vor allem hübsch illustrierte Booklets, so muss sich der Kunde nun mit bedruckten CD-Pappdeckeln begnügen. Das aber sind Kriterien, mit denen das Brilliant-Classics-Publikum längst vertraut ist und die einen von der Anschaffung der neuen Box keinesfalls abhalten sollten, zumal auf einer beigelegten CD-ROM sämtliche Libretti und Lied-Texte sowie kurze Einführungen in Leben und Werk Beethovens computertauglich aufbereitet wurden.

Musikalisch wird einiges geboten, teilweise sogar Hochkarätiges. Etwa die Auf-

schier zügellosem Tempo. Der brausende b-Moll-Mittelteil steht in scharfem Kontrast zu den Effekten der Punktierten am Beginn. Eine Jagd über Abgründe. Nicht minder fulminant geht es in den rasanten Schlussätzen der frühen Werke zu. Im Presto der F-Dur-Sonate aus op. 10 lässt Gulda es schäumen. Er macht aus diesem Prachtstück auch ein Kraftstück, ein Feuerwerk. Und doch bleibt überall sein Sinn für Klarheit und die Gestaltung formaler Einheiten deutlich.

Das gilt auch für den zweiten Gulda-Zyklus in dieser Edition: die fünf Klavierkonzerte mit den Wiener Philharmonikern unter Horst Stein, aufgenommen 1970. Natürlich sind die klanglichen Voraussetzungen den damaligen Bedingungen geschuldet, doch wie Gulda hier Impetus und Strukturzusammenhänge in Einklang bringt, ist auch heute noch von betörender Gültigkeit. Ver-

ven-Gesamt-Box einverleibt wurde. 1956 und 1957 hat das Duo Grumiaux-Haskil in vier Aufnahmeblöcken diese zehn Sonaten eingespielt. Die Wiederbegegnung mit dieser Art des Musizierens wirkt einerseits ein wenig fremd, andererseits wohlthuend unspektakulär. Den Hörer erwarten ein klarer, ungetrübter leuchtender Geigenton, eine jederzeit fein ausgearbeitete Phrasierung und eine faszinierend ausgewogene Balance zwischen Geige und Klavier. Man mag gerade im Kopfsatz der c-Moll-Sonate das „con brio“ schon abgründiger und nervöser gehört haben – und doch überzeugen Grumiaux und Haskil durch eine wunderbar ehrliche Art des Musizierens und einen berücksichtigenden Sinn für Kantilenen. Auf eine ähnliche Ästhetik treffen wir in der „Kreutzer“-Sonate, deren Einleitung das Duo mit einer fast stoischen Entrücktheit spielt: nichts von bohrendem Espressivo, nichts von einem Alles-oder-nichts-Spiel, sondern es herrscht eine ausgewogene, fast logisch bezwingende Durchhörbarkeit.

Wie die Klaviersonaten wurden auch die Variationen und Bagatellen in der Einspielung Alfred Brendels bereits separat bei Brilliant Classics veröffentlicht. Die Aufnahmen entstanden zwischen 1961 und 1964 und bieten, im Vergleich zu Gulda, an einigen Stellen, vor allem in den Diabelli-Variationen, ein dumpferes, diffuseres Klangbild. Vielleicht sind diese Tondokumente ein wenig strittig, zumal Brendel sich einmal von ihnen distanziert hat. Später nahm er die meisten dieser Werke noch einmal für Philips auf, und diese Produktionen klingen in der Tat ausgewogener, ausgefeilter, aussagekräftiger. Vor allem bei den Diabelli-Variationen ist die jüngste Freigabe (ein Live-Mitschnitt der BBC von 2001) ein ungleich größerer Wurf als die zuweilen etwas überhastet wirkende und in den Tempo-



Gulda ist in der großen Edition mit den Klaviersonaten und -konzerten vertreten

nahme der 32 Klaviersonaten mit Friedrich Gulda. Bereits vor knapp zwei Jahren war diese 1967 entstandene, ehemals bei Amadeo publizierte Einspielung als Neun-CD-Box wieder in den Handel zurückgekehrt. Ein diskographischer Klassiker, auch wenn manch einer Guldas Vergleichseinspielung aus den 1950er Jahren für die bessere, weil spontanere, wuchtigere Version hält. Wie dem auch sei: Die hier in das Beethoven-Paket integrierte Ex-Amadeo-Aufnahme ist für jeden Beethoven-Freund ein Muss. Beispiel: das Scherzo der „Hammerklavier“-Sonate. Gulda geht aufs Ganze, scharf pointierend, unbefangen, frisch und in

gleichet man etwa die Rondo-Schlussätze aus den beiden ersten Konzerten mit den jüngsten Aufnahmen eines Pletnjew oder Mustonen, so wirkt diese alte Produktion auf einmal wie ein Jungbrunnen, weil so herrlich zeitlos. Das Klassische klingt bei Gulda so selbstverständlich vital, dass einem die Manierismen der beiden anderen Pianisten umso übler aufstoßen.

Ein weiteres Highlight ist die Aufnahme der Violinsonaten mit Arthur Grumiaux und Clara Haskil. Schon kurios, dass diese Produktion erst vor wenigen Wochen noch bei der Decca auf drei CDs wiederveröffentlicht wurde und nun, lizenziert, der Beetho-

Proportionen nicht immer stimmige Frühfassung.

Natürlich – und das liegt in der Natur der Sache – bietet ein Großprojekt wie dieses neben überraschend vielen Hochkarätären auch einiges, was lediglich in die Kategorie „Durchschnitt“ fällt oder vielleicht auch darunter. So ist die Aufnahme der neun Sinfonien mit dem Gewandhausorchester Leipzig unter Kurt Masur, entstanden 1974, ein insgesamt zwar ordentliches, verlässliches Dokument, darf jedoch keinen Spitzenplatz in der Diskographie dieser Werke für sich beanspruchen. Immer wieder domi-

ein Glücksfall: fein ausgearbeitet, überlegt strukturiert, mit zahllosen Details angereichert und dazu von einer klangtechnischen Qualität, die dem digitalen Standard der späten 1980er und frühen 1990er Jahre vollauf entspricht.

Bleibt schließlich das Feld des Gesangs. Für die „Leonore“ wurde die 1976 entstandene Aufnahme mit der Staatskapelle Dresden unter Herbert Blomstedt gewählt, mit Theo Adam, Hermann Christian Polster, Edda Moser, Richard Cassilly, Helen Donath und Eberhard Büchner in den Hauptrollen. Der „Fidelio“ liegt in der 1991er-Einspielung

Für die Streichquartette wurde das vorzügliche Guarneri Quartet ausgewählt

niert eine seltsam geballte, aber auch glatte Kraft, die weder mit der Wucht eines Furtwängler oder Karajan zu vergleichen ist noch mit neueren Aufnahmen, bei denen dank der Erkenntnisse über historische Spielweise die Klangmassen anders kanalisiert werden. Hört man Sätze wie das Finale der Vierten oder den Kopfsatz der Dritten, so wird deutlich, dass diese Aufnahmen im neutralen Niemandsland anzusiedeln sind.

Eine solide Größe, wenn auch kein all-überragendes Tondokument ist das Violinkonzert mit Henryk Szeryng und dem von Bernard Haitink geleiteten Concertgebouw-Orchester, eine Aufnahme vom April 1973. Überwiegend wertarm sind hingegen die Ouvertüren in einer Einspielung mit dem Minnesota Orchestra unter Stanislaw Skrowaczewski. Auch bei den Klaviertrios hält sich der Erkenntnisgewinn in Grenzen. Anno 1984 fehlte es dem Borodin-Trio bei der Bewältigung dieser Werke an Spielwitz, Kraft und kammermusikalischem Risiko.

Im Fall der Streichquartette hat man die ursprünglich für Philips aufgenommene Einspielung mit dem Guarneri Quartet gewählt. Entstanden zwischen 1987 und 1992, ist dies die zweite Gesamtaufnahme des Ensembles nach der RCA-Produktion aus den späten Sechzigern. Die Unterschiede zwischen beiden Zyklen hat Primarius Arnold Steinhardt sehr treffend in seiner Autobiographie beschrieben, etwa wenn er dem langsamen Satz aus dem Quartett op. 18/1 in der späteren Version den Vorzug gibt, da die frühere Aufnahme „zu unschuldig, zu schnell“ wirke. Andererseits klingt die „Allegro molto“-Fuge aus op. 59/3 in der früheren Fassung ursprünglicher, roher, reliefartiger. Wie auch immer ein vergleichendes Detailhören zwischen diesen beiden Gesamtaufnahmen ausfallen mag: Für die vorliegende Edition ist der spätere Zyklus in jedem Fall

mit den Wiener Philharmonikern unter Christoph von Dohnányi vor. Es singt Georg Soltis ehemaliges „Zauberflöte“-Paar Ruth Ziesak und Uwe Heilmann, daneben die ungleich stimmkräftigeren, wenn auch nicht immer -schöneren Gabriele Schnaut und Josef Protschka sowie als Bariton- beziehungsweise Bassfundamente Tom Krause, Hartmut Welker und Kurt Rydl. In beiden Fällen handelt es sich um Produktionen, die nicht alle Wünsche erfüllen, die jedoch unter dem Preisleistungsaspekt dieser Box mehr sind als ein fauler Kompromiss.

Das Oratorium „Christus am Ölberg“ liegt in der aufrichtig-allürenfreien Darstellung mit dem Bach-Collegium Stuttgart unter Helmuth Rilling vor, während die Messen op. 86 und 123 vom London Symphony Chorus und Orchestra unter Leitung von Colin Davis bestritten werden – auch dies überwiegend positiv zu bewertende Einspielungen, oberhalb der Grenze grauen Durchschnitts. Zuletzt seien die Solo-Lieder mit Peter Schreier und seinem Pianisten Walter Olbertz erwähnt. Wir hören den Tenor, wie wir ihn kennen: mit glasklarer Diktion, perfektem Legato und seinem ganz eigenen, hellen und so gut wie nie quetschigen Timbre.

Insgesamt bietet diese Edition für jeden etwas: für den Einsteiger, der für wenig Geld viel geboten bekommt, für den Sammler, der Beethoven in voller Länge erhält, und für den erfahrenen Hörer, der mit einigen diskographischen Highlights bedient wird. Dieser Beethoven-Koffer ist eine ernsthafte Empfehlung.

Christoph Vratz

Beethoven, Sämtliche Werke; verschiedene Interpreten
Brilliant 85 CD 5028421935256

NAXOS

news



CD des Monats NOVEMBER

8.570334



8.557845



8.570300-02 3 CDs



8.570483D

20 YEARS OF CLASSICAL MUSIC
NAXOS
1987 - 2007

Sämtliche NEUHEITEN finden Sie in unserem wöchentlichen e-mail NEWSLETTER! Einfach anfordern!

E-Mail: info@naxos.de · Internet: www.naxos.com